

Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in Konrad Hilpert (ed.), *Theologische Ethiker im Spiegel ihrer Biografie. Stationen und Kontexte*. It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Hilpert, Konrad

Reflexion der Verantwortlichkeit an der Schnittstelle von Glaube, Wissenschaft und moderner Gesellschaft

in: Konrad Hilpert (ed.), *Theologische Ethiker im Spiegel ihrer Biografie. Stationen und Kontexte*, pp. 93–111

Paderborn: Brill | Schöningh 2016

https://doi.org/10.30965/9783657781225_007

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of Brill Publishers:

<https://brill.com/page/selfarchiving/sharing-your-work-selfarchiving>

Your IxTheo team

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine von dem/der Autor*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in Konrad Hilpert (Hg.), *Theologische Ethiker im Spiegel ihrer Biografie. Stationen und Kontexte* erschienen ist. Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch *nicht* das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Hilpert, Konrad

Reflexion der Verantwortlichkeit an der Schnittstelle von Glaube, Wissenschaft und moderner Gesellschaft

in: Konrad Hilpert (Hg.), *Theologische Ethiker im Spiegel ihrer Biografie. Stationen und Kontexte*, S. 93–111

Paderborn: Brill | Schöningh 2016

https://doi.org/10.30965/9783657781225_007

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy des Verlags Brill publiziert:

<https://brill.com/page/selfarchiving/sharing-your-work-selfarchiving>

Ihr IxTheo-Team

Reflexion der Verantwortlichkeit an der Schnittstelle von Glaube, Wissenschaft und moderner Gesellschaft

Entscheidung für die Theologie

Im Oktober 1966 machte ich mein Abitur am mathematisch-naturwissenschaftlichen Scheffel-Gymnasium in Bad Säckingen. Nachdem die Prüfungen in Mathematik, Physik (meinem Schwerpunktfach während der ganzen Oberstufe) und Chemie glänzend gelaufen waren, stellte der Prüfungsvorsitzende mir vor der gesamten Kommission die Frage: „Was wollen Sie studieren?“ Ich antwortete: „Theologie“, was er seinerseits mit der Bemerkung kommentierte: „Wir brauchen doch viel nötiger exzellente Naturwissenschaftler“. Mein langjähriger Klassenlehrer, selbst Diplomingenieur, nahm mir bei der Verabschiedung noch das Versprechen ab, die Naturwissenschaften nicht zu vergessen.

Der Entschluss für die Theologie war nicht einfach das folgerichtige Ergebnis einer jahrelang gehegten Zukunftsplanung, obschon ich als Ministrant, Organist, Lektor und Vorleser für den fast erblindeten Pfarrer durchaus engen und langjährigen Kontakt zum kirchlichen Milieu hatte. Mir war auch bewusst, dass mein Vater es gerne gesehen hätte, wenn ich schon als junger Gymnasiast nach auswärts auf ein humanistisches Gymnasium in Konstanz oder in Lörrach gewechselt hätte. In meinem Elternhaus herrschte eine Atmosphäre, die man einerseits als selbstverständlich religiös charakterisieren kann. Advent, Weihnachten, Fastenzeit, Ostern, Maiandachten, Flurprozessionen, Allerheiligen und Allerseelen gaben dem Jahreslauf Rhythmus und fanden auch familiäre Ausdrucksformen. Der Besuch einer Sonntagsmesse war selbstverständlich. So wie alle meine fünf Geschwister war ich eine Zeitlang Mitglied einer katholischen Jugendgruppe (Sankt-Georgs-Pfadfinder). Andererseits war es in meiner Familie aber auch üblich, das pfarrliche Geschehen vor Ort kritisch zu kommentieren und über kirchliche oder amtliche Äußerungen zu diskutieren, bisweilen sogar mit Leidenschaft. Aber nie wurde kontrolliert, ob entsprechende Vorstellungen auch angeeignet und verinnerlicht wurden. Aber natürlich gab es katholisches Lesematerial unterschiedlichster Art (Der Feuerreiter, Mann in der Zeit, Der christliche Sonntag, Hochland). Und natürlich gab es auch Vorbehalte gegenüber der gesamten Filmindustrie, gegenüber Illustrierten und schon früh gegenüber dem, was als „Schundhefte“ disqualifiziert wurde, deren deutlichste Verkörperung die im Schulkiosk angebotenen Tarzanhefte waren. Einer meiner Onkel war Pfarrer in der Schweiz und kam öfters zum Gedankenaustausch über

Gott und die Welt zu uns nach Hause. Die Schwestern vom hl. Vinzenz waren so zu sagen Nachbarinnen, ihre Oberin Martina eine imponierende Persönlichkeit, die alles kommentierte, das frühe Aufstehen für das Ministrieren bei der Messe mit kleinen Gaben honorierte und manchen Äußerungen der Kapuzinerpatres, die zum Zelebrieren kamen, mit bodenständigem und selbstbewussten Humor widersprach.

Interesse für theologische Fragen war sicher da. Es ergab sich für mich vor allem aus dem Spannungsfeld zwischen Naturwissenschaft und Religion, die ich in der Person meines aus dem Sudetenland stammenden engagierten Physiklehrers und andererseits in der Eigenlektüre der Bücher von Otto Spülbeck, Hubert Muschalek und zahlreichen Artikeln in den von meinem Vater abonnierten „Stimmen der Zeit“ mit Berichten über Teilhard de Chardin, Pascual Jordan oder Carl Friedrich von Weizsäcker wahrnahm. Schon damals beschäftigte mich der Gedanke, dass Fragen der Verantwortlichkeit der gemeinsame Fokus dieses Interesses sein könnten.¹

Was mich bei meiner Entscheidung für das Studium motivierte, war denn auch die Theologie als Fach. Die Frage, welches die spätere berufliche Tätigkeit sein sollte, war nicht dominant, und es bereitete mir jedes Mal Unbehagen und eine gewisse Verlegenheit, wenn ich am Ende jedes Semesters im Rückmeldebogen der Universität als gewünschten Beruf „Pfarrer“, „Priester“ oder – wie mir ein Mitstudent aus dem gleichen Semester riet – „Geistlicher“ einzutragen. Es war mir natürlich auch bewusst, dass mit diesem Beruf die Lebensform des Zölibats verknüpft war. Ich konnte mir zu diesem Zeitpunkt durchaus noch beides vorstellen, ein Leben allein und konzentriert auf den beruflichen Umgang mit vielen Menschen wie auch ein Leben mit einer Frau und vielleicht auch mit Kindern. Eine Entscheidung darüber zu treffen, fühlte ich mich mit gerade 19 Jahren noch nicht in der Lage. Auch von meiner Familie wurde ich nicht auf das Priestertum festgelegt. Man nahm meine Entscheidung mit Respekt und noch mehr mit Neugier zur Kenntnis, übte aber zu keinem Zeitpunkt Druck aus. Andererseits ließ ich meinen Vater gewähren, der nach einem Gespräch mit dem Generalvikar die Anmeldung ins Collegium Borromaeum in Gang brachte. Ob ich später als Laie oder als Priester tätig sein würde, war damals für mich noch gar keine Frage. Zwar wurde über die neue Möglichkeit, in der Kirche als Lientheologe zu wirken, und über das erst noch zu findende Berufsbild gesprochen, aber dies erschien mir zu diesem Zeitpunkt eher als eine

¹ Über meinen Weg zur Wissenschaft habe ich in meinem Beitrag „Wer neugierig ist, erfährt was vom Leben. Frühe Eindrücke auf dem Weg zur Wissenschaft“ in der Festschrift für Michael Klöcker „Religion und Bildung als historische Forschungsfelder“, hrsg. v. Udo Tworuschka, Köln/Weimar/Wien, 157-168, berichtet.

theoretisch abstrakte Option und schälte sich erst im Verlauf des weiteren Studiums als realistische Alternative einer Berufsmöglichkeit heraus.

Von entscheidender Bedeutung für meine Entscheidung für das Studium der Theologie war – soweit ich mich erinnere – die Auseinandersetzung mit zwei Beiträgen im Deutschunterricht der Unterprima. Der eine, „Nihilismus“, stammte von Hanns Lilje, der andere über die „Dämonie der Macht“ von Romano Guardini. Beide Texte befanden sich, eingebettet in Texte von Ludwig Klages („Mensch und Erde“), Friedrich Georg Jünger („Das Streben der Technik nach Perfektion“), Ludwig Curtius („Die Gefahr des Historismus“) und Immanuel Kant („Was ist Aufklärung?“), Karl Jaspers („Wahre und falsche Aufklärung“), Emil Staiger („Die Dichtung der deutschen Romantik“) im letzten Band des Deutschen Lesebuchs von Ernst Bender, das in meiner Schule eingeführt war. In den genannten zwei Beiträgen stieß ich auf zwei Themen, die mich nachhaltig beschäftigten, nämlich auf die Frage der Religion und ihrer Bedeutung für die Gegenwart; und auf die Frage der Verantwortung in einer Welt, in der, auch für den Schüler ersichtlich, die Technik eine zunehmend größere Rolle spielte. Egal wie ich diese Texte später eingeschätzt habe, die Themen blieben erhalten und begleiteten mich als existenzielle Motivation durch das Theologiestudium und meine Tätigkeit in Beruf und Forschung.

Das Studium absolvierte ich in der von der Ordnung vorgesehenen Breite. In den ersten Semestern studierte man vor allem Philosophie und historische Theologie, während die systematischen und exegetischen Fächer erst im Laufe der späteren Semester in den Vordergrund rückten. Das Interesse für Philosophie behielt ich trotzdem auch im zweiten Teil des Studiums bei. Später nahm ich noch Germanistik als Fach hinzu. Vor allem in den systematischen und in den praktischen Fächern ging es um die Rezeption der Impulse und Texte des Zweiten Vatikanums; zugleich und damit zusammenhängend ging es auch immer um die Suche nach neuen und tragfähigen philosophischen Grundlagen. Manche suchten sie bei den Vorsokratikern, manche bei Martin Heidegger, manche in der Phänomenologie mit ihrem französischen Zweig, manche bei Karl Jaspers und in der Dialogischen, stark vom Judentum geprägten Philosophie. Die gemeinsame verborgene Folie – so erscheint es mir im Rückblick – war das neuscholastische Denken, das es in allen Bereichen zu dekonstruieren bzw. zu ersetzen galt. Eine Konzentrierung der Interessen gab es innerhalb dieses weiten Spektrums durch bemerkenswerte akademische Lehrer. In Freiburg waren es die so unterschiedlichen Exegeten Anton Vögtle und Alfons Deissler sowie der Religionsphilosoph

Bernhard Welte. In München machte den größten Eindruck auf mich Max Müller, bei dem ich nicht nur die Vorlesungen, sondern auch regelmäßig das Hauptseminar besuchte. Er verstand es, genauso Kierkegaard wie die Größen des Deutschen Idealismus zu erschließen und in eine imponierende Entwicklungslinie mit Platon, Aristoteles, Augustinus und Thomas von Aquin zu stellen. Daneben beeindruckten mich außerdem der Neutestamentler Otto Kuss (sofern er vorbereitet war, was vor allem für die abendlichen Vorlesungen zur Theologie des Neuen Testamentes zutrif) und Heinrich Fries, der im Vortrag etwas eintönig war, aber inhaltlich begeisterte und der wohl zum ersten Mal innerhalb der Theologie eine ganze Vorlesung über den modernen Atheismus anbot und sich redlich mit den Positionen neuzeitlicher Religionskritik auseinandersetzte.

In meiner Diplomarbeit versuchte ich, diese geweckten und durch gründliche Lektüre von Quellentexten unterfütterten Interessen zusammenzuführen, indem ich den Atheismus im literarischen Werk von Albert Camus untersuchte. Dieses Sujet passte auch gut zu dem geistigen Umfeld, das seit meinen Münchner Semestern die Universitäten erobert hatte, mit oft rabiaten Forderungen und Störaktionen bis in den theologischen Lehrbetrieb hinein und mit öffentlichen Aktionen und politischen Demonstrationen; aber auch mit neuen Themen und Perspektiven. Wie andere wache Geister begann auch ich, intensiv Horkheimers „Kritische Theorie“, Adornos „Negative Dialektik“ und Habermas’ „Erkenntnis und Interesse“ zu lesen und mich damit auseinander zu setzen. Auch die politische Theologie von Johann Baptist Metz war ein Muss, umso mehr, als ich den Streit darüber in München (Hans Maier) aus nächster Nähe miterlebt hatte.

Den Geist der 1968er bekam ich dann mit einer gewissen Zeitverschiebung am eigenen Leib zu spüren, als ich nach der erfolgreichen Diplomprüfung auf der Suche nach ökonomischer Basissicherung die Stelle eines hauptamtlichen Religionslehrers am Gymnasium Waldkirch übernahm. Kurz zuvor hatten dort Studenten des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes im Rahmen der Kampagne „Student aufs Land“ die Schüler über ihre Religionsmündigkeit aufgeklärt und ihnen glaubhaft gemacht, dass die Kirchen ebenso wie ihre Eltern und Großeltern, die Professoren der Kriegsgeneration und der ganze Bildungsbetrieb, die Erziehungsideale Gehorsam, Pünktlichkeit und Ordnung sowie die gesamte bundesrepublikanische Politikerklasse zum gesellschaftlichen Establishment gehörte, dessen Macht es zu brechen und dessen Verlogenheit es zu entlarven gelte. Der „Erfolg“ solcher „Aufklärung“ blieb nicht aus: Es gelang nur mehr mit Mühe, für die je dreizügig geführten

Oberstufenklassen drei Religionskurse zusammenzubekommen, und auch in diesen konnte es einem dann passieren, dass Schüler erwartete Leistungen mit dem Hinweis verweigerten, dass andere Klassenkameraden zur selben Zeit frei hätten und von derartigen Zumutungen überhaupt verschont blieben. Es war ein hartes Jahr für mich, in dem ich aber Vieles lernte über die Relevanz und Irrelevanz tradierter religiöser Formeln, über die völlige Unbrauchbarkeit von Katechismen und auch Auswahlbibeln für den konkreten Unterricht, über die Notwendigkeit, Dinge vorurteilsfrei zu reflektieren und über den Wert des Sichkümmerns um Einzelne; und ebenso über die Organisation der Zeit in scharfer Konkurrenz zwischen beruflicher Tätigkeit und Forschung.

Denn in der Zwischenzeit hatte ich mit den Arbeiten an meiner Dissertation begonnen. Nachdem der kurz vor der Emeritierung stehende Bernhard Welte nicht mehr an neuen Promotionsprojekten interessiert war (jedenfalls bekam ich dieses Gefühl) und eine Promotion im Neuen Testament trotz Ermunterung durch Anton Vögtle mit den Handicap meiner zwar guten, aber doch erst auf dem Nachholweg erworbenen Griechischkenntnisse behaftet blieb, war es für mich naheliegend, in die Moraltheologie zu gehen, wo Bernhard Stoeckle soeben aus Salzburg gekommen war und innerhalb nur eines Semesters (es war zugleich mein letztes) einen ganz neuen Wind entfacht hatte: ausdrückliche Abkehr von der Handbuch-Tradition, eine solide biblische Grundlegung sowie Kenntnisnahme aktueller humanwissenschaftlicher Ergebnisse.

Autonomie

Das Thema, auf das wir uns einigten, war das Verhältnis von Moral und Religion. Dieses Thema war damals neu: Josef Fuchs hatte schon vor Jahren seinen berühmten Aufsatz „Gibt es eine spezifisch christliche Moral?“ in den „Stimmen der Zeit“ geschrieben. Das Thema war aber auch der Sache nach eines, das sich von der Beschreibung moralanaloger Verhaltensweisen aufdrängte, wie sie von Konrad Lorenz publikumswirksam dargestellt („Das sogenannte Böse“) und durch andere Autoren aus seinem Umfeld wie Wolfgang Wickler, Bernhard Hassenstein und Irenäus Eibl-Eibesfeld genauer beschrieben worden waren.

Ich wollte das Thema aber grundsätzlicher behandeln. Alfons Auers Buch „Autonome Moral und christlicher Glaube“, das der gesamten Diskussion dieses Themenfeldes dann das

entscheidende Stichwort gegeben hat, war noch nicht erschienen. Aber es gab von ihm schon zwei Aufsätze in der „Theologischen Quartalschrift“, die mir wegweisend erschienen. In ihnen waren die Erfahrungen reflektiert, die er in der Expertenkommission zur Vorbereitung der dann durch *Humanae vitae* vorgenommenen Entscheidung gemacht hatte.

Im Begriff der autonomen Moral flossen drei recht unterschiedliche Anliegen und Denkstrukturen zusammen: (1) die erkenntnistheoretische Frage nach den Quellen moralischer Einsichten und Urteile, (2) die Spannung zwischen subjektiver Gewissenseinsicht, dem Gewicht von gemeinsam gemachten Erfahrungen und der Definitionshoheit eines kirchlichen Amtes, das seine Lehr- und Entscheidungskompetenz in den letzten hundert Jahren ganz selbstverständlich auf einen den Glaubenssätzen analog gedachten Bereich der Moralnormen ausgedehnt hatte („fides et mores“), und (3) schließlich der Relevanz genuin theologischer Aussagen und vor allem der biblischen Tradition für die Lebensführung der Gläubigen und ihr Handeln.² Alle drei Frageperspektiven vermischten sich in der Diskussion, in der innerhalb kürzester Zeit auch scharfe Töne zu hören waren. Kirchenpolitische Interventionen und Empfindlichkeiten ließen schon bald eine fast konfessorische Schärfe entstehen. Selber wurde ich ohne eigenes Zutun am Rande in diesen Streit hineingezogen, da ich am Thema arbeitete und mich auch mit kleineren Beiträgen schon zu Wort meldete, die der begrifflichen Klärung und der Verortung der Fragestellung im philosophischen Denken der Neuzeit dienen sollten. So geriet mein Name häufig in die Fußnoten moraltheologischer Veröffentlichungen, aber auch in die polemisch gemeinte Schematisierung Vertreter einer „Glaubensmoral“ - ein Begriff, der von meinem Lehrer Stoeckle als Bezeichnung für ein erst postuliertes Programm verwendet worden war und von anderen rasch aufgegriffen wurde, aber eigentlich immer nur Chiffre für das Anliegen geblieben ist, das Theologische der theologischen Ethik nicht aus dem Auge zu verlieren.

Auch ich selber hatte Vorbehalte gegen die Charakterisierung der theologischen Ethik als autonomer Moral, obschon ich mit den damit signalisierten programmatischen Erneuerungsimpulsen aus tiefster Überzeugung übereinstimmte und in vielen Diskussionen und Gesprächen mit den maßgeblichen Fachvertretern die Klärung voranzubringen versuchte, auch und gerade mit Alfons Auer und Franz Böckle und einigen ihrer Schüler. Diese meine Vorbehalte betrafen erstens die Rezeption des Autonomie-Begriffs, der in der neuzeitlichen Philosophiegeschichte hoch besetzt war und typischerweise gerade mit Distanzierung von

² Heute müsste man als weitere (vierte) Bedeutung „Autonomie“ im Sinne eines Vermögens des Individuums hinzufügen, das zwischen regulativer Idee und empirischer Beschreibung oszilliert.

dem Moraltypus verbunden war, der für die katholische Kirche bis in die Zeit vor dem Konzil leitend gewesen war. Zweitens wies ich darauf hin, dass das Verständnis von sittlicher Vernunft, auf die man sich in der moraltheologischen Diskussion immer wieder berief, historische, kontextuelle und institutionelle Vorbedingungen hatte, die nicht ohne weiteres als universell angenommen werden können. Dies war für mich als „Laientheologe“, der sich in ganz profanen Kontexten bewegte, offensichtlicher als für viele andere, deren selbstverständlicher Lebens- und Denkkontext Kirche, Theologie und binnenkirchliche Lebenswelten waren. Zweifellos haben ethische Normen ihren Grund in Erwägungen der menschlichen Vernunft, und zweifellos gibt es nur eine Vernunft, und die lässt sich nicht konkurrierend der Offenbarung entgegensetzen. Aber konkret und momentan ist die Vernunftkenntnis immer kontingent, weil die Kontexte und Welten, in denen sie gefunden wird, plural sind. Schließlich war ich drittens problematisiert durch die Beschäftigung mit der Sozialphilosophie des Neomarxismus sowie der Sprachanalytischen Philosophie, skeptisch, ob die Fokussierung auf die Autonomie des Subjekts, mit der die Begriffsgeschichte von Autonomie und autonomer Moral ja untrennbar verknüpft ist, trotz allem berechtigten Korrekturbedarf (gerade im kirchlichen Bereich) nicht eine Verkürzung darstellen würde, die der Tatsache vielfachen Angewiesenseins und andauernder, unterschiedlich ausgeprägter Sozialität nicht gerecht wird. Respektierung der Autonomie ja - aber braucht es nicht mehr, und hat dieses Mehr nicht genuin auch mit Moral zu tun? Und deshalb kann und wird es immer ein Proprium geben, aber dieses lässt sich nicht auf die Alternative normative Inhaltlichkeit oder Motivation fixieren, wie die damalige Diskussionslage nahelegen schien.

So oder so ähnlich lauteten die Fragen, die mich bei der Abfassung der Dissertation bewegten, und die daran schuld waren, dass ich nicht auf halbem Weg das Projekt aufgegeben habe (obschon ich zu diesem Zeitpunkt sicher war, dass ich es anders aufgezogen hätte, wenn ich es noch einmal beginnen würde). Schon bevor ich die etwa 800 Seiten starke (im Druck wurden es dann nach Kürzungen immer noch 600 Seiten!) Schrift einen Tag vor Heilig Abend 1978 nach langer Fahrt mit dem Nachtschnellzug aus Düsseldorf im Dekanat der Theologischen Fakultät Freiburg und bei den beiden Gutachtern abgegeben hatte, hatte ich schon eine Einladung von Bruno Schüller erhalten, die Arbeit in der von ihm herausgegebenen Reihe „Moraltheologische Studien - Systematische Reihe“ zu publizieren. Hugo Zulauf vom Patmos-Verlag im nahen Düsseldorf war mir ein verlässlicher, aber auch detailversessener und fordernder Partner. Weder dem Autor noch dem Lektor stand für die Drucklegung schon ein Computer zur Verfügung, alles wurde in Handarbeit, aber auch mit

viel Tipp-Ex geleistet. Vielleicht trugen das Erscheinen der Arbeit³ und die vielen Gespräche, die ich seit dem Moraltheologenkongress in Fribourg im Herbst 1977 führen konnte, auch dazu bei, dass sich die Lage im Fach wieder beruhigte und die entstandene Polarisierung an Schärfe verlor, obschon viele Fragen noch nicht zu Ende diskutiert waren.

Zu der Zeit, als ich promoviert wurde, arbeitete ich als wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Katholische Theologie der Pädagogischen Hochschule Rheinland, Abteilung Neuss, und war schon Vater von zwei Kindern. 1978 hatte der Nordrhein-Westfälische Landtag aber beschlossen, die Pädagogischen Hochschulen aufzulösen bzw.- wie es semantisch klüger war - in die bestehenden Universitäten „zu überführen“. Das war für „Mittelbauer“ mit befristeten Verträgen wie mich eine gewaltige Verunsicherung. Das Durchspielen verschiedenster Szenarien und – da ich zu dieser Zeit auch Assistentenvertreter war – das Engagement für Sitzungen, für die Anfertigung von Gegenentwürfen, für Beratungen und Stellungnahmen zu den verschiedenen Referentenentwürfen aus dem Wissenschaftsministerium nahm ziemlich viel Zeit in Anspruch. Mit der Versetzung des gesamten Seminarteams um Hans Zirker an die Universität Duisburg habe ich es dann letztlich doch ganz gut getroffen. Denn dort kamen wir mit den Kollegen Günter Lange, Franz-Josef Nocke und Claus Bussmann zusammen, die das Fächerprinzip der Theologie ernst nahmen und sofort die Chance ergriffen, den „Zuwachs“ als Bereicherung zur Differenzierung des in der Lehre angebotenen Fächerspektrums zu nutzen. Wir haben in Duisburg in allen Besprechungen, egal ob in gesamtkollegialen, in bilateralen oder in ökumenischen Konstellationen, intensiv gemeinsame Theologie getrieben und Themenperspektiven entwickelt, wie ich es später selten erlebt habe. Man mag diese Art von Theologie als generalistisch bezeichnen, aber sie nötigte jeden, von seiner Fachdisziplin aus Perspektiven zu entwickeln und die Perspektiven der anderen zur Kenntnis zu nehmen.

Das ist mir später zweifellos nicht nur im hochspezialisierten Professorenamt, sondern auch bei der Mitwirkung in Kommissionen, bei der Organisation von Vortragsreihen⁴ sowie bei der

³ Ethik und Rationalität. Untersuchungen zum Autonomieproblem und zu seiner Bedeutung für die theologische Ethik, Düsseldorf 1980.

⁴ Daraus sind mehrere Bücher entstanden. Besonders hinweisen möchte ich auf die mit meinem Kollegen aus der Saarbrücker Medienpsychologie, Peter Winterhoff-Spurk, herausgegebenen vier Bände „Medien und Ethik“ (St. Ingbert 1995), „Zwischen Nächstenliebe und Betroffenheitsritual“ (St. Ingbert 1996), „Die Lust am öffentlichen Bekenntnis“ (St. Ingbert 1999), „Der Traum vom Glück“ (St. Ingbert 2002). Aus Studentagen bzw. Ringvorlesungen hervorgegangen sind die von mir herausgegebenen Bände „Die ganz alltägliche Gewalt“ (Leverkusen 1996), „Wiederkehr des Religiösen?“ (Trier 2001), „Das offene Ende, durch das wir denken und atmen können...“ (Münster 2001), (gemeinsam mit Ulrich Schroth) „Politik – Recht – Ethik“, (gemeinsam mit

Ausübung von Führungsaufgaben (Dekanat, Senat, Fakultätsrat) zu Gute gekommen. Außerhalb der Hochschule förderte es meine theologische Gesprächsfähigkeit in Elternversammlungen, Schulpflegschaft, vielfältiger Mitarbeit in der Pfarrei und in der religiösen Erziehung meiner vier Kinder. Im Verlauf der letzteren erlebte ich viel Anregendes und nachdenklich Machendes⁵, aber auch Ärgerliches: Meine älteste Tochter wäre so gern Messdienerin geworden. Als sie sich zusammen mit einer Freundin endlich ein Herz genommen hatte, diesen Wunsch dem Pfarrer vorzutragen, schlug der ihr das gleich an der Haustür des Pfarrhauses ab. Stattdessen erhielt sie eine Tafel Schokolade und der am nächsten Tag nachbohrende Vater zur Antwort: „Sie werden mich nie zu etwas bringen, was den Wünschen des Heiligen Vaters entgegen ist.“

Inzwischen häuften sich die Anfragen für Vorträge, Tagungen, auswärtige Lehraufträge und Beiträge in Zeitschriften und Sammelbänden. 1982 erkundigte sich Bernhard Fraling, der gerade dem Ruf nach Würzburg gefolgt war, bei mir, ob ich für eine Lehrstuhlvertretung an der Theologischen Fakultät Paderborn zu gewinnen sei, wo er bis dahin gelehrt hatte. Das war eine Chance, die ich gerne und engagiert wahrnahm, obschon sie mit einigem organisatorischem Aufwand verbunden war und ich wegen der bevorstehenden Geburt eines dritten Kindes stets auf Abruf zur Verfügung stehen musste. Erster selbstkonzipierter und geschriebener Vorlesungszyklus, erste Prüfungserfahrungen, bestes Echo bei den Studierenden, kollegiales Interesse an meinen Einschätzungen - all das tat gut. Umso ernüchternder war die Begegnung mit dem Magnus Cancellarius, Erzbischof Degenhardt, bei der Akademischen Jahresfeier im darauffolgenden Herbst. Dabei bedankte er sich bei mir überschwänglich für die geleistete und ausdrücklich als vorzüglich bezeichnete Arbeit, quittierte aber meine Bemerkung, dass ich hoffte, dass meine Arbeit auch dazu beigetragen habe, die Vorbehalte von Bischöfen gegenüber Laien als Lehrer der Theologie abzubauen, mit der Feststellung, für ihn sei es undenkbar, einen Laien auf einen Lehrstuhl für Moraltheologie zu berufen. Dabei kam mir wieder lebendig in Erinnerung, dass schon meine Beauftragung mit der Vertretung offensichtlich unter der irrtümlichen Annahme erfolgt war, ich sei Priester. Meine Frau und ich amüsieren uns noch heute darüber, dass der Erzbischof, als er bei mir zu Hause anrief, um mich nach meiner Bereitschaft für die Vertretung zu fragen, aber das

Christoph Levin) „Authentizität und Wahrheit“ (Berlin 2012) und „Generation Konzil - Zeitzeugen berichten“ (Freiburg i.B. 2013).

⁵ Einige Szenen habe ich in dem Aufsatz „War Jesus katholisch oder evangelisch? Kinder fragen radikal“ in: Welt des Kindes 2/2000, 11-15, beschrieben.

Telefon von meiner Frau abgenommen wurde, die Frage stellte: „Sind Sie die Schwester oder die Haushälterin?“

Akademisch aber hatte mir die Vertretung zweifellos das Tor zum Kreis der Kandidaten für vakante Professuren geöffnet. Ich wurde, mal schriftlich, mal mündlich, aufgefordert, meinen Hut in die Arena von Bewerbungsverfahren zu werfen. Damit war ich auch nicht wenig erfolgreich, jedenfalls soweit es die zuständigen universitären Auswahlgremien betraf. Die erste Bewerbung an der Universität Graz führte gleich zum vordersten Listenplatz, wurde aber durch einen arrivierten Priesterkollegen aus der Schweiz relativiert, der sich auf Bitten bereiterklärt hatte zu kandidieren, dann aber den erteilten Ruf nicht annahm. Daraufhin erklärte der zuständige Bischof der Fakultät und fairerweise auch mir, dass er im Hinblick auf die Erfahrungen mit dem Bußsakrament mir nicht das Nihil obstat erteilen, sondern einen Priester bevorzugen würde, solange ein solcher auf der Liste verfügbar sei. Als der dann berufene Priester einige Jahre später die Professur aufgab, um ein höheres kirchliches Amt zu übernehmen und ich wieder *primo loco* platziert wurde, wiederholte sich das Spiel. Auch an anderen Fakultäten, wo Vakanzen entstanden waren, bekam ich diese wissenschaftsfremde und auch ökonomisch folgenreiche Vorzugsregel zu spüren. Das vorläufige Ergebnis war, dass ich in den Berufungsverfahren regelmäßig einen Listenplatz erhielt, aber es zu keiner Ruferteilung kam. Deshalb strebte ich, unterstützt von u.a. Karl Lehmann, zügig die formelle Habilitation für das Fach Moralthologie an, die dann auch im Juli 1984 von der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg vollzogen wurde. Aufgrund des „Summa cum laude“-Prädikats der Promotion und einer ansehnlichen Reihe von seither entstandenen Schriften konnte ich von der Möglichkeit eines abgekürzten Verfahrens profitieren und musste nicht ein weiteres *Opus magnum* vorlegen.

Die Menschenrechte

An einem solchen *Opus magnum* aber hatte ich gleichwohl zur selben Zeit zu arbeiten begonnen. Sein Gegenstand ergab sich aus den Studien zum Autonomieproblem. Als ich diese für die Drucklegung noch einmal intensiv durchstudiert hatte, war mir aufgefallen, dass beim Versuch, das Spannungsfeld von Ethik, Rationalität und Religion auszumessen und die Frage des Verhältnisses von Ethik, Rationalität und Religion als den roten Faden des neuzeitlichen ethischen Denkens deutlich zu machen, die politische Handlungsdimension kaum zur Sprache gekommen war. Deshalb war es für mich folgerichtig und irgendwie notwendig, als nächstes

Projekt dem Menschenrechtsdenken nachzugehen. Das tat ich zunächst in Seminaren mit Studierenden und in einzelnen historischen Forschungsgängen, nach einiger Zeit aber auch in Gestalt einer systematischen Monographie. Gelegenheit zur Ausarbeitung bot mir eine zweijährige Lehrstuhlvertretung an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg, wo ich zunächst in der Zwischenzeit zwischen Richard Völkl und Heinrich Pompey „Caritaswissenschaft und Christliche Sozialarbeit“ und im Anschluss daran den Lehrstuhl „Christliche Gesellschaftslehre“ in der Nachfolge des eben emeritierten Rudolf Henning übernommen hatte. Beides bedeutete mir Anreiz und Chance zum Ausbau meines Lehr- und Forschungsgebiets, die ich mit Einsatz und Entdeckerfreude wahrgenommen habe, nicht zuletzt auch mit dem realistischen Hintergedanken, dass sich dadurch auch das Spektrum in Frage kommender Professuren bzw. Tätigkeitsgebiete erweitern könnte. Im Rahmen dieser Vertretung arbeitete ich einen Vorlesungszyklus zu den Menschenrechten aus und vertiefte die Studien durch Seminare über die nachhaltige Bedeutung der Französischen Revolution (1989 wurde ja weltweit deren Beginn vor 200 Jahren gedacht), über das Recht auf Asyl und über das Widerstandsrecht. Am Ende der Vertretung war das Manuskript soweit fertig, dass ich ihm in dem Intervall bis zum Antritt der Professur in Saarbrücken Feinschliff und Vervollständigung angedeihen lassen konnte.

Seit diesem Buch⁶ blieben die Menschenrechte, ihre ethischen Grundlagen, ihre innere Dynamik und das spannungsreiche Verhältnis zur christlichen Tradition ein Schwerpunkt meiner Arbeit, der immer wieder neue Perspektiven eröffnete und mich antrieb. Das ist bis heute so geblieben. Die Arbeiten, die während der nächsten Stationen meiner beruflichen Tätigkeit in Saarbrücken entstanden, wurden in dem Buch „Theologie und Menschenrechte“⁷ zusammengefasst und konnten pünktlich zum Ende dieser Tätigkeit im Jahr 2001 vorgelegt werden. Auch während der anschließenden Lehr- und Forschungstätigkeit an der LMU München habe ich, teils angeregt durch Anfragen von außen, teils aus eigenem Interesse so viele Beiträge zum Themenfeld erarbeitet, dass sie zusammen einen weiteren Band bilden, der zum Ende des Jahres 2015 erscheinen soll.

Für eine anwaltschaftliche Kirche

⁶ Die Menschenrechte. Geschichte – Theologie – Aktualität, Düsseldorf 1991.

⁷ Theologie und Menschenrechte. Forschungsbeiträge zur ethischen Dimension der Menschenrechte, Freiburg i.Ue./Freiburg i.Br. 2001.

Die mir zugefallene Vertiefung in die Theorie des diakonischen Handelns als institutionalisierter Grundaufgabe der Kirche wuchs sich zu einem weiteren Schwerpunkt aus, der bis dahin kaum in meinen Horizont getreten war. Auch er nahm mich engagiert in Anspruch und führte neben der Universität zu zahlreichen Kooperationen und Aktivitäten im Deutschen Caritasverband, dessen Zentrale sich in Freiburg befindet. Ich wurde zu theologischen Grundsatzvorträgen und zu Beiträgen in den einschlägigen Verbandszeitschriften eingeladen. Auch sie ergaben innerhalb weniger Jahre ein eigenes Buch, das ich unter dem Titel „Caritas und Sozialethik. Elemente einer theologischen Ethik des Helfens“ 1997 veröffentlichen konnte.⁸

Der Erstellung solcher Beiträge gingen jeweils intensive Gespräche mit den zuständigen Mitarbeitern voraus. Dabei stellte ich fest, dass Theologie und verbandliches Wirken weitgehend nebeneinander stattfanden, also meist ohne gegenseitige Wahrnehmung. Daraus ergab sich für mich einerseits die Forderung, in die Tätigkeiten des Verbands mehr theologische Reflexion zu implementieren. Andererseits sah ich mich aber auch verpflichtet, dazu beizutragen, dass innerhalb der theologischen Reflexion dieses Feld christlichen Engagements stärker wahrgenommen und gewürdigt wird. Denn kaum irgendwo anders kommen die Kirche und diejenigen, die in ihrem Auftrag handeln, so nah an die Menschen und ihre wirklichen Nöte heran wie auf den Feldern caritativer Arbeit. Und deshalb habe ich es mir nach ersten Besuchen in Beratungsstellen und in Einrichtungen der Jugendarbeit, der Asylantenhilfe usw. zur Maxime gemacht, Theologiestudierende, die ja zum größten Teil aus der Mittelschicht der Gesellschaft kommen, mit solchen Problemmilieus zu konfrontieren durch Besuche vor Ort, Einladungen von Experten in Seminarsitzungen, Lehrstuhlexkursionen (Hospize, Kinderwunschabteilung, Gefängnis, KZ-Gedenkstätte)) und individuellen Erkundungsaufträgen (z.B. in der Obdachlosenszene) etwa im Rahmen von Examens- und Seminararbeiten. Es ist klar, dass das nur vereinzelte Aktionen sein können und die Berührung mit den entsprechenden Milieus bloß temporärer Art ist. Aber bei vielen Studierenden konnte ich doch feststellen, dass ein Denkprozess in Gang gekommen ist; und bei anderen hat es - so hoffe ich wenigstens - den Blick auf die menschliche Not verändert und das Urteilen sowohl über das, was dem vermeintlichen moralischen Versagen zugrunde liegt, wie auch über das, wie aus der Lage heraus zu kommen ist, umsichtiger. Dies blieb mir auch bei der Entwicklung moraltheologischer Perspektiven immer ein wichtiges Anliegen.

⁸ Caritas und Sozialethik. Elemente einer theologischen Ethik des Helfens, Paderborn u.a. 1997.

Die Beratungen im Verband über das Selbstverständnis, vor allem zu vielen Sitzungen in der Zentralrats-Kommission für theologische Grundsatzfragen des Caritasverbandes, dienten der Begleitung eines jahrelangen und umfassenden Leitbildprozesses, innerhalb dessen ich immer wieder auch theologische Statements abzugeben hatte, die dann in gemeinsame Papiere und Stellungnahmen einfließen. Von herausragender Bedeutung war die Grundsatzreflexion auf den (in Teilen der Bischofskonferenz und der Verbandsleitung anfangs stark umstrittenen) Begriff der Anwaltschaftlichkeit, zu dem ich dann auf der Regensburger Vollversammlung des Zentralrats 1999 das Grundsatzreferat zu halten hatte.⁹ Die von mir und anderen jahrelang eingeforderte gründliche theologische Reflektiertheit von Stellungnahmen des Verbands wurde unter einer neuen Präsidentschaft dann in einer anderen Gestalt organisiert und professionalisiert.

Arbeiten an Fachlexika

1990 trat ich die Professur in Saarbrücken an. Die Verhandlungen zur Rufannahme hatten zeitgleich zum Prozess der Wiedervereinigung stattgefunden. Als ich zur Vereidigung und Entgegennahme der Urkunde ins Wissenschaftsministerium gereist war, war die komplette Führungsebene nach Ostdeutschland entschwunden, um dort Amtshilfe zu leisten. Immerhin wurde der Termin durch zwei subalterne Beamten wahrgenommen, die so etwas aber noch nie gemacht hatten. Die Professur hatte die Widmung „für praktische Theologie und Sozialethik“. „Praktische Theologie“ war ein notwendiges Zugeständnis an den Staatskirchenvertrag, der vier Professuren innerhalb der Fachrichtung Katholische Theologie vorgesehen hatte, „und Sozialethik“ gab dem Wunsch von Universität und Philosophischer Fakultät sowie im Vorfeld auch der Religionslehrerverbände des Saarlands für eine Schwerpunktverlagerung Ausdruck. Tatsächlich bot ich jedes Semester ein dreifaches Programm an: eine moraltheologische Vorlesung, eine sozialethische (den Diakonie-Traktat habe ich hier eingefügt) und eine Veranstaltung aus dem Bereich der praktischen Theologie im engeren Sinne. Für die Komplettierung gerade des letzten Gebiets konnte ich in Absprache mit den Kollegen Lehraufträge vergeben; allerdings war ich in den Prüfungen für die entsprechenden Themen zuständig, wenn diese von den Studierenden als Schwerpunkte gewählt wurden.

Ein erheblicher Teil meiner Forschungsenergie wurde dann sehr bald durch die Arbeit am neu entstehenden „Lexikon für Theologie und Kirche“ in Anspruch genommen. Wilhelm Korff,

⁹ In gekürzter Fassung veröffentlicht unter dem Titel „Prinzip Anwaltschaftlichkeit“ in: Neue Caritas 100 (1999), 8-16.

einer der Herausgeber, der schon Jahre in diese Arbeit investiert hatte, trat eines Tages mit dem Angebot und der Bitte an mich heran, die Zuständigkeit für die Fachgebiete Systematische Ethik und Kulturethik von ihm zu übernehmen. Ich hatte bereits einzelne Teilartikel geliefert und zwei große Stichwörter, die von anderen Autoren bearbeitet worden waren, gründlich überarbeitet. Das Angebot reizte mich, nicht zuletzt deshalb, weil die Lexikonarbeit die Darstellung von Inhalten mit formaler Kürze und verständlicher Sprache zu verbinden nötigte. Diese Arbeit hat mir dann auch viel Befriedigung gegeben, auch weil sie zahlreiche Kontakte mit sich brachte und der Anspruch, den ich mir selbst gesetzt hatte, nämlich jeden Autor zum Einverständnis mit den von mir sachlich für notwendig gehaltenen Korrekturen sowie die Abstimmung zu anderen Teilartikeln herzustellen und (meist) Kürzungen zu bringen, im Großen und Ganzen erfüllt wurde. Allerdings nahm diese Arbeit sehr viel Zeit in Anspruch und band meine Kräfte jahrelang; aber es war eine Arbeit, die einen das gesamte Fach durcharbeiten ließ und von der man überdies annehmen durfte, dass sie von nachhaltiger Dauer sei. Ich selbst habe alleine zu diesem Zweck etwa 60 Lexikonartikel verfasst. Sie komplettieren die knapp 40 weiteren Lexikoneinträge, die ich im Lauf der Zeit für andere Nachschlagewerke verfasst habe. Unter ihnen blicke ich nicht ohne Stolz auf diejenigen für das „Neue Handbuch theologischer Grundbegriffe“¹⁰ und für die von Hans Jörg Sandkühler herausgegebene „Enzyklopädie Philosophie“¹¹.

Ethik in Gremien

Seit meiner Lehrstuhlvertretung in Freiburg war ich zur Mitgliedschaft in allen möglichen Beratungsgremien und Arbeitsgruppen eingeladen worden. Zunächst im Caritasverband, seit 1994 in Nachfolge des plötzlich verstorbenen Franz Furger auch als Berater in der Kommission VI der Deutschen Bischofskonferenz (bis 2006). 2001 kam die Kommission XI hinzu (bis 2006). Daneben war ich im Beirat der (heute nicht mehr bestehenden) Katholischen Akademie Trier, Abteilung Saarbrücken, und später in München, der Katholischen Akademie in Bayern. Mitgearbeitet habe ich außerdem im Wissenschaftlichen Beirat der Zeitschrift „Religionsunterricht an höheren Schulen“ (1980-2011) und der „Welt des Kindes“ (1996-2000).

¹⁰ Art. Ökologie, Art. Sexualethik, Art. Solidarität, Art. Sozialethik, Art. Sünde/ Soziale Sünde, in: Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe. Neuausgabe 2005, hrsg. v. Peter Eicher, München 2005, 4 Bde.

¹¹ Art. Christentum, in: Enzyklopädie Philosophie, Hamburg 2010, Bd.1, 330-336.

Auch wenn diese Kommissionsarbeit, wird sie ernst genommen, viel Zeit erfordert (zwei bis drei Sitzungen jeweils zweitägig pro Jahr, umfangreiche Dossiers, die vorher gelesen sein sollten, gelegentlich Unterkommissionen zur Erarbeitung bestimmter Schwerpunkte), war sie wertvoll und bereichernd. Ich erlebte die Kirche und auch die kirchliche Leitung anders als üblicherweise, nämlich als hörend, kontrovers diskutierend, auf die Meinungen von Experten wertlegend oder sie gar fragend. Auch habe ich die Sitzungen stets als spannend und anregend erlebt, nicht zuletzt wegen der Begegnung mit Kolleginnen und Kollegen aus ganz anderen Fach- und Tätigkeitsgebieten. Wo sich allenfalls im Rückblick Zweifel einstellen könnten, ist die Überlegung, was mit den mit so viel Sorgfalt und Aufwand gefertigten und bisweilen mühevoll konsentierten Papieren und Stellungnahmen anschließend passiert. Dürfen bzw. können sie in der kirchlichen Realität Kraft entfalten, werden sie implementiert oder verpufft vieles von der Energie, die in sie investiert wurde?

Bis dahin beschränkte sich meine Erfahrung als Mitglied von Kommissionen auf den kirchlichen und auf den Bildungsbereich. Kurz bevor ich den Ruf nach München bekam und annahm, ließ die Saarländische Familien- und Sozialministerin anfragen, ob ich zur Mitarbeit in einer Arbeitsgruppe des Ministeriums zu neuen Fragen der Bioethik bereit sei. Dies erübrigte sich dann durch meinen Wechsel an die LMU München im Frühjahr 2001 als Nachfolger von Johannes Gründel. Kaum dort, wurde ich vom Ministerpräsidenten in die neu installierte Bioethikkommission der Staatsregierung berufen, und nur ein halbes Jahr später von der Bundesministerin für Wissenschaft und Forschung und dem Bundesminister für Gesundheit auch zum stellvertretenden Mitglied in die Zentrale Ethikkommission für Stammzellforschung in Berlin. Die Bioethikkommission der Bayerischen Staatsregierung ist ein Expertengremium, das die Staatsregierung in biopolitischen Fragen beraten soll. Das tut sie vor allem durch Stellungnahmen zu Problemen, die ihr als Anfrage gestellt werden oder die sie selbst einer Erörterung für dringlich hält. Die Zentrale Ethikkommission für Stammzellforschung ist dagegen ein aus Experten verschiedener Richtungen zusammengesetztes Organ, das die Einhaltung des Stammzellgesetzes bei der Antragstellung für entsprechende Forschungsprojekte sichern soll. Dies geschieht mittels Voten, die zu jedem Antrag eines Forschungsprojekts von mehreren Mitgliedern erstattet werden und dann in die gemeinsame Beratung und Beschlussfassung eingehen. Der Reiz der Mitarbeit in beiden Gremien besteht darin, dass er Einblicke in ganz andere Fachbereiche und Wissenskulturen erlaubt und einen an den Fortschritten der Forschung, aber auch an der dadurch induzierten

Veränderung von Problemstellungen teilhaben lässt.¹² Dass man dort als Theologe herausgefordert ist, das, was im eigenen Fach und auch in der eigenen Lebenssphäre weitgehend unproblematisch ist, verständlich zu machen oder auch „bloß“ respektabel, kann anstrengend sein, ist aber auch überaus befriedigend. Theologie wird - und das gilt nach meiner Erfahrung für den gesamten Bereich der Intellektualität - dann ernsthaft zur Kenntnis genommen, geachtet und manchmal sogar wertgeschätzt, wenn die Personen, die sie repräsentieren und sie argumentierend in die Diskurse einbringen, anerkannt und geschätzt werden, und eher selten über die öffentlichen Statements der Kirchen. Dies sollte an auch von Seiten der kirchlichen Amtsträger stärker berücksichtigt werden. Solche Kommissionsarbeit müsste deshalb auch eine wesentliche Aufgabe aller künftigen theologischen Ethiker sein, wenn sie die Chance nutzen möchten, sich an der Meinungs- und Willensbildung in einer demokratischen Gesellschaft zu beteiligen, und sie ihren Blick nicht auf die Sicherung der kirchlichen Binnenkultur beschränken wollen. Die Möglichkeit, bei der Expo in Hannover 2000 zu referieren (Partner war u.a. der frühere Bundesminister Baum) und den Abgeordneten des Deutschen Bundestages bei der entscheidenden Anhörung vor der Verabschiedung der Novellierung des Stammzellgesetzes 2006 Rede und Antwort zu stehen sowie vielfache Gelegenheiten, in der Universität, im Ethikzentrum der LMU (Münchner Kompetenzzentrum Ethik) und in Katholischen Akademien vor einem zahlreichen akademischen Publikum aus vielen Fakultäten zu referieren, waren für mich herausragende Höhepunkte dieses Bemühens, über die Grenzen des eigenen Fachs und der eigenen Kirche hinaus die Sicht des Theologen verständlich zu machen und der Diskussion auszusetzen.

Wissenschaftsgeschichtliche Vergewisserung der eigenen Fachdisziplin

Für jemanden, der seit seinen Studienjahren beobachtet hat, wie die Fragen der Ethik durch sozialphilosophische Moden und Strömungen in den Hintergrund gedrängt werden können und wenige Jahre später doch wieder alle von Ethik sprechen und von ihr die Lösung aller drängenden Fragen der Zeit und der Zukunft erwarten, ist es verwunderlich, dass ihre Geschichte eine so geringe Rolle spielt. Auch innerhalb der Theologie, wo an der Moralthologie als zentraler Fachdisziplin immer festgehalten wurde (auch wenn sich Inhalte,

¹² Über Sinn und Aufgaben von Ethikkommissionen habe ich mich mehrfach geäußert: Institutionalisierung ethischer Reflexion als Schnittstelle von wissenschaftlichem und öffentlichem Diskurs, in: Konrad Hilpert/Dietmar Mieth (Hg.), Kriterien biomedizinischer Ethik. Beiträge zum gesellschaftlichen Diskurs, Freiburg i.Br./BAsel/Wien 2006, 356-379; Wozu sind Ethikkommissionen gut?, in: Stimmen der Zeit 230 (2012), 12-22; Von Ratlosigkeit zur angemessenen Entscheidung. Theologische Ethik und Seelsorge in medizinischen Fallbesprechungen (erscheint demnächst in: Zeitschrift für Medizinische Ethik).

Methoden und praktische Verwendungszusammenhänge unübersehbar verändert haben), sind Namen, Ansätze und Durchbrüche erstaunlich rasch „out“. Natürlich sind auch andere Wissensbereiche schnelllebig, und die Vermehrung des Wissens und der Details sind enorm, damit aber zwangsläufig auch deren Veralten. Das Gedächtnis nur auf die institutionell gesicherte Lehre, verstanden als depositum fidei, zu beschränken, ist darum mit der Gefahr verbunden, dass die Bemühungen und Ansätze früherer Generationen von Moraltheologen vergessen werden und verloren gehen - oder aber, dass alte Probleme immer wieder neu angegangen, erörtert und Lösungsperspektiven neu erfunden und erkämpft werden müssen. Das scheint mir schon seit längerem ein Teil der Problematik des Fachs zu sein und zu seiner strukturellen Unterlegenheit gegenüber den Bemühungen beizutragen, das Lehr“gut“ durch Katechismen und offizielle Stellungnahmen abzusichern bzw. immer stärker zu verfeinern. Das Schicksal der Ehetheologie seit den 1920er Jahren mit all ihren Reformimpulsen bietet hier ein überdeutliches Beispiel.

Es war mir deshalb schon früh ein Anliegen, gleichzeitig mit der Erarbeitung systematischer Theoreme auch den Blick auf die historischen Kontexte im Sinne der Bedingtheit und der Perspektivität des gedanklichen Zugriffs sowie auf die Kontinuitäten und Paradigmenwechsel zu schärfen. Dies schützt vor schneller Verabschiedung genauso wie vor unüberlegter Adaption bloß gängiger Sichtweisen und der schnellen Anpassung an modische Theoreme.

In der Münchner Zeit habe ich drei Projekte initiiert, um für dieses Desiderat auch andere Kolleginnen und Kollegen zu sensibilisieren: nämlich das Projekt „Theologische Ethik – autobiographisch“, in dem lebende Autoren ihre Berufserfahrung mit dem Fach, mit seinen Problemen und Kontexten sowie ihre eigene persönliche Arbeit schildern.¹³ Der zweite Impuls war der Versuch, die theologische Ethik in ihrer Geschichte überschaubar zu machen; mangels breiterer Vorarbeiten geschah dies durch ausgewählte Portraits wichtiger Vertreter während der zwei Jahrtausende Christentum. „Christliche Ethik im Porträt“ war sicher ein waghalsiges Unternehmen, das viel Mut zur Lücke wie auch die Vernachlässigung konfessioneller und regionaler Differenzierungen erfordert hat.¹⁴ Aber solch ein Anfang musste einmal gesetzt werden. Es wäre zu wünschen, dass später in einem ähnlich umfangreichen Band eine Problemgeschichte der theologischen Ethik erarbeitet würde.

¹³ Theologische Ethik – autobiografisch, Bd.1, Paderborn u.a. 2007, Bd.2, Paderborn u.a. 2009.

¹⁴ Christliche Ethik im Porträt. Leben und Werk bedeutender Moraltheologen, Freiburg i.Br. 2012.

Ein dritter Versuch, der allerdings noch nicht zum Abschluss kommen konnte, ist die Erfassung des Fachs in einer einzelnen Epoche, und zwar in einer, in der politischer und ideologischer Druck ausgeübt wurde und dem theologisch-ethischen Denken inhaltliche Grenzen gesetzt hat. Konkret: Wie hat sich das Fach in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft positioniert, wie ist es mit den relevanten Themen und Restriktionen umgegangen und welche Möglichkeiten blieben ihm angesichts der Einschränkungen durch Überwachung, Gesetzgebung, Benachteiligung? Nicht nur die Kirche als Institution, sondern auch die Theologie ist ja zur Gewissensforschung im Sinne der vier „Prüfsteine für den Geist der Hoffnung“ des Abschlussdokuments der Würzburger Synode „Unsere Hoffnung“ von 1975 herausgefordert.

Bioethik

Jener Bereich, in dem der Steuerungsbedarf im Vorfeld und begleitend zur Gesetzgebung in den letzten zwanzig Jahren am offensichtlichsten war, ist die Bioethik. Hier sind vor allem durch den Durchbruch bei der Gentechnologie, den enorm vergrößerten Möglichkeiten der Medizin, besonders im Bereich der Reproduktionsmedizin und auch durch das Sichtbarwerden der Schadenswirkungen menschlicher Eingriffe in die Lebensumwelt neue Fragen in großer Zahl und Dringlichkeit aufgekommen. Für sie liegen in der Tradition Antworten bereit. Die Antworten können aber auch nicht ins zeitliche Später oder ins bloß grundsätzliche Allgemeingültige verschoben werden. Anders als bei anderen ethischen Fragen gab es hier große öffentliche Aufmerksamkeit und Sensibilität. Die entsprechenden Probleme wurden eben nicht nur in Expertenkreisen oder zeitdiagnostischen Reflexionen erörtert, sondern werden durchaus auch in Talkrunden, Expertenkommissionen und Parlamenten sowie in den Medien planmäßig und methodisch bedacht. Als Referent vor allem zunächst auf Religionslehrerfortbildungen und in Diskussionsrunden mit Medizinern, Juristen und Biologen, schließlich auch in Diözesangremien immer wieder gefragt, habe ich mich mit den entsprechenden Themen vielfach auseinandergesetzt und einen Großteil der entsprechenden Literatur auch im Zuge der intensiven Gremienarbeit zur Kenntnis genommen. Ferner habe ich das Themenfeld auch mehrfach in Lehrveranstaltungen - darunter auch in einer Seminarwoche mit orthodoxen Studierenden in Thessaloniki - zusammenhängend erarbeitet. Entsprechende Veröffentlichungen blieben bisher noch vereinzelt. Wichtiger als spezielle Einzelfragen, die auch in den Fachdiskussionen geradezu zu Entscheidungen von konfessorischer Qualität stilisiert werden können (wie etwa die Frage des Stichtags bei der

Stammzellenforschung), war mir die Frage des Verhältnisses von demokratischer Öffentlichkeit, Wissenschaft und Recht und vor allem die der Rolle des Vertrauens bei der Steuerung von Forschung, die der Normalbürger ebenso wenig wie der Abgeordnete eines Parlaments, aber eben auch nicht mehr Bischöfe mit regulärem Theologiestudium ohne zusätzliche Expertise verstehen können. Ein Artikel im Bundesgesundheitsblatt, der diese Frage des Vertrauens gegenüber der Forschung zum Thema machte, brachte mir ein internationales Echo und Einladungen, Papiere vorzustellen, in mehrere Länder der Welt. Vielleicht zeigte auch dieser Rücklauf im Kontrast, wo die ethischen Probleme in diesem Handlungsfeld tatsächlich „drücken“; und dass die Anstrengung zu moralischen Disziplinierungen dieser neuen Möglichkeiten dort am meisten Aussicht auf Wirksamkeit hatn, wo sie sich nicht im ideologischen Streit um Verbot oder Liberalisierung verstricken, sondern wo sie sich darauf richten, die Rahmenbedingungen so zu gestalten, dass die weitere Entwicklung beherrschbar bleibt und die sozialen und kulturellen Ressourcen einer Kultur für das Gelingen des Zusammenlebens erhalten werden können. Zugegebenermaßen erschwert es die ethischen Debatten, dass sie in einem globalisierten Horizont stattfinden, bei dem das vertraute kulturelle und rechtliche Setting im Nebeneinander zu anderen Regelwerken manches von seiner Selbstverständlichkeit einbüßt. Entsprechende Einbußen sind aber nicht zwangsläufig Verfall oder Abbau, sondern sie können auch ein Weg sein, komparativ das Humanere herauszufinden.

Beziehungsethik

Ehe, Familie und Sexualität gehören zu den genuinen Themen, die den Moraltheologen in der Lehre obliegen. Auch ich habe dieses Themenfeld regelmäßig und engagiert schon seit meiner Privatdozentenzeit behandelt, vielleicht sogar häufiger und nachdrücklicher, weil es von mir als verheiratetem Laientheologen und Vater von vier Kindern so erwartet wurde. Es kam mir hierbei immer darauf an, vor Studierenden und sonstigem Publikum nichts zu sagen, was ich nicht auch im Kreis meiner Familie und vor dem Forum meiner erwachsen werdenden bzw. inzwischen längst erwachsenen Kinder sagen und vertreten würde, und das war durchaus ein sehr kritisches Forum, weil der Vater zu Hause nicht einfach die Rolle des Professors einnehmen kann (es sei denn unter dem Risiko, als notorischer „Besserwisser“ zu gelten). Also kein Beschwören einer nur noch postulierten Moral, kein Verdrängen und Beschweigen, Mäßigkeit und Verständnis im Urteilen, Bereitschaft, Neues dazuzulernen, Aushalten von

Dissonanzen, auch wenn das manchmal weh tut, Bereitschaft, Gründe zu nennen, selbst Einsteher für Gesagtes.

Die Einsicht, die sich mir nach und nach erschloss, war: Entscheidender Gegenstand moralisch verantwortlicher Gestaltung und ethischer Reflexion im Zusammenhang von Sexualität sind die Beziehungen. Und natürlich spielt für deren Tönung, ihr Zustandekommen, ihre Qualität und ihr Potential Sexualität eine wichtige Rolle. Aber deren Erlaubtheit oder Verbotenheit ist nicht der eigentliche Punkt, und deshalb ist die Fixierung auf die Sexualmoral in der jüngeren Kirchengeschichte eine Ausformung, die man in ihren Entwicklungen nachzeichnen und in ihren kulturellen und gedanklichen Kontexten auch verstehen kann, die man aber auch relativieren und überwinden muss.

Seit dem Bekanntwerden der Missbrauchsfälle durch kirchliches Personal im Jahr 2010 hat mich diese Thematik und ihre Hintergründe immer wieder herausgefordert. Den Nachfragen konnte und wollte ich mich nicht verschließen. So entstand eine Vielzahl von Beiträgen über zahlreiche Facetten dieses Problems, und ich bin wie die meisten Kollegen froh, dass nun auch seitens der kirchlichen Leitungsgremien nach vielen Jahren des Nichthörenwollens, des Verharmlosens und des ideologischen Weiterbehauptens ein Klima zugelassen wurde, in dem die Probleme auch ausgesprochen werden, gehört und nach Lösungen gesucht wird, die von den Betroffenen als hilfreiche Orientierung und Unterstützung empfunden werden können. An dieser „Baustelle“ werden Kirche und Theologie viel neu zu bauen und auch zu reparieren haben, damit der Wertgehalt der ursprünglichen Visionen - bedingungslos sich verlassen dürfen, umfassende Ganzheitlichkeit und Fruchtbarkeit - wieder sichtbar und erfahrbar wird und seine Attraktivität entfalten kann. Sexualität muss neu als Medium einer besonderen und intensiven Kommunikation zwischen Menschen begriffen und geschätzt werden. Ihre Funktionalisierung ausschließlich auf Zeugung und das Erleben erbsündlicher Konkupiszenz sind historisch kontingent und haben die anthropologische Plausibilität weitestgehend verloren.

Organisation von Fachdisputen

2002 musste ich überraschend das Amt des Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft der deutschen Moraltheologen übernehmen, das ich bis 2012 behielt. Von 2011 bis 2013 war ich zusätzlich Geschäftsführer der Internationalen Vereinigung für Moraltheologie und

Sozialethik. Die Aufgabe, die damit verbunden ist, ist die Durchführung eines jährlichen Treffens aller Fachvertreter, bei dem über das Vorgehen bei Studienplänen und bei Gesprächen mit den Bischöfen beraten wird. Ferner ist es eine wichtige Gelegenheit, sich über die Entwicklungen im eigenen Fach auszutauschen, die Einschätzung aktueller Fragestellungen durch die Kollegenschaft wahrzunehmen und sich gegenseitig über Forschungsprojekte zu informieren. Außerdem muss der alle zwei Jahre stattfindende internationale wissenschaftliche Kongress inhaltlich und strategisch vorbereitet werden

Das Amt des Vorsitzenden schien mir aber auch eine geeignete Plattform zu sein, um Diskurse in Gang zu bringen, aufzunehmen, sie fachlich zu akzentuieren oder zu öffnen. Aus dieser speziellen Bemühung sind insgesamt fünf Diskussionsbände hervorgegangen, deren jüngster über Organspende in diesem Jahr erschienen ist¹⁵. In den anderen ging es um Kriterien der Biomedizin¹⁶, um die Stammzellforschung¹⁷, um die Zukunft der katholischen Sexualethik¹⁸ und um das Problem des Pluralismus¹⁹. Es war mir dabei ein wichtiges Anliegen, bei der Auswahl der Autorinnen und Autoren Lagerbildung zu vermeiden. Zugleich versuchte ich, den Fokus der jeweiligen Problematik auf die Perspektiven verwandter oder benachbarter Wissensdisziplinen zu erweitern. So konnten so gut wie alle lebenden Moraltheologen im deutschsprachigen Bereich ein- oder auch mehrfach Berücksichtigung finden. Bei der Ausführung und Strukturierung der Themen konnte ich auf die Hilfe und Zuarbeit hochkompetenter und motivierter Mitarbeiter (in Freiburg Mathias Hugoth, in Saarbrücken Dr. Ulrich Rudnick, in München Dr. Melanie Lüking, Dr. Mark Achilles und Dr. Dr. Jochen Sautermeister) setzen. Dieses gemeinsame Arbeiten bildet sich in dem Band über die Organspende in der gemeinsamen Herausgeberschaft mit Jochen Sautermeister ab, der nach vielen Jahren als Wissenschaftlicher Mitarbeiter inzwischen selbst Professor für Moraltheologie geworden ist.

Das gemeinsame und interdisziplinäre Arbeiten scheint mir der wichtigste Weg zu sein, wie das Fach den neuen Herausforderungen und Problemen begegnen kann. Auch wenn es weiterhin Monografien und Gesamtdarstellungen Einzelner in Gestalt von Handbüchern geben wird, werden gegenüber der Öffentlichkeit, der Wissenschaftspolitik und auch der

¹⁵ Hg. zusammen mit Jochen Sautermeister, *Organspende – Herausforderung für den Lebensschutz*, Freiburg i.Br. 2014 (=QD 267).

¹⁶ Hg. zusammen mit Dietmar Mieth, *Kriterien biomedizinischer Ethik. Theologische Beiträge zum gesellschaftlichen Diskurs*, Freiburg i.Br. 2006 (=QD 217).

¹⁷ *Forschung contra Lebensschutz? Der Streit um die Stammzellforschung*, Freiburg i.Br. 2009 (=QD 233).

¹⁸ *Zukunftshorizonte katholischer Sexualethik*, Freiburg i.Br. 2011 (=QD 241).

¹⁹ *Theologische Ethik im Pluralismus*, Freiburg i.Ue./Freiburg i.Br. 2012 (= Studien zur Theologischen Ethik 133).

Kirche die Erkennbarkeit der herrschenden Meinung und zugleich die Vielfalt der Meinungen an Bedeutung zunehmen.

Theologische Ethik in sich verändernder Gesellschaft

Man kann sich fragen (und muss es vielleicht auch am Ende der eigenen Berufstätigkeit), wie sich das Projekt theologischer Ethik im Kontext der Universität in der Zukunft weiter entwickeln kann. Ich selbst bin diesbezüglich durchaus zuversichtlich. Denn der Bedarf ist sehr groß, und die Ressourcen, aus denen die ethische Reflexion schöpfen kann und methodologisch gestaltet und organisiert wird – sei diese „gelegten oder ungelegten“ (2 Tim 4,2) und „ohne Ansehen der Person“ (Jak 2,1 und 1 Petr 1,17) – sind knapp.

Allerdings wird sich - soviel ist schon heute erkennbar - sowohl die ethische Reflexion als auch das Fach theologische Ethik selbst verändern. Negativ ausgedrückt wird das Geltendmachen von Autoritätsansprüchen, die Auseinandersetzung mit binnenkirchlichen Strukturen und allgemeingültigen Regelkatalogen für alle eine eher abnehmende Rolle spielen. Positiv formuliert zeichnen sich vier Herausforderungen ab, nämlich *1. unbeschadet der Geltung der ethischen Regeln für alle (Universalismus) eine stärkere Ausrichtung auf individuell angemessene Orientierung bzw. Lösungshilfen.* Das hat etwas mit der Realisierung der pluralistischen Situiertheit auch der Ethik und der moralischen Lebensführung zu tun.

2. Die Selbstrevision christlicher Ethik im interkulturellen und im interreligiösen Vergleich. Das ergibt sich aus der Globalisierung nach außen wie nach innen.

3. Die vorbehaltlose Öffnung für die Erkenntnisse der Humanwissenschaften. Auch ethische Erkenntnis partizipiert an der Vorläufigkeit und Unvollständigkeit aller menschlichen Erkenntnis, aber sie kann sich nicht mit Berufung auf Festlegungen der Tradition der Erkenntnis von Zusammenhängen und Abhängigkeiten verweigern, auch wenn sie auf ihrer genuin theologischen Perspektive besteht. Die Kenntnisnahme der einschlägigen Ergebnisse der Humanwissenschaften wird zunehmen müssen.

4. Zunehmende Komplexität und Mehrstimmigkeit der ethischen Kommunikation in der Öffentlichkeit. Das ist eine Folge des Auftretens neuer ethischer Agenturen (neben den klassischen Medien virtuelle Netzwerke, NGOs, auch Betroffenen- und Interessenlobbies). Die Definitionshoheit über ethische Fragen wird also nicht mehr so selbstverständlich wie in der Vergangenheit bei den Kirchen und der Theologie gesucht werden. Und es wird gleichzeitig in der Gesellschaft eine gefährliche Sehnsucht nach einfachen Antworten geben, je undurchschaubarer und komplexer die Probleme werden. Gerade deshalb werden Kirchen

und Theologie weiterhin gebraucht werden als Orte der Reflexion, der Distanzierung von der Selbstläufigkeit wirtschaftlicher Zusammenhänge und als institutionalisierte Chance, sich frei von unmittelbaren Eigeninteressen zu vergewissern, was dem und den Menschen eigentlich gut tut.

Der Theologie (und auch den Kirchen, die es als soziale Resonanzräume, Überlieferungsobjekte und Handlungsakteure im gesellschaftlichen Kontext braucht) wird die Bewältigung dieser Herausforderungen aber nur in dem Maße gelingen, wie sie gute Gründe einbringen können und die, die sie betreiben, sich transparent und ernsthaft in ihren Kontexten und bis in ihre Lebensführung engagieren; und wie sie glaubhaft machen können, dass die von ihr vertretenen moralischen Überzeugungen auch dazu beitragen, den Menschen zu helfen, besser und sinnvoller mit ihrem Leben zurechtzukommen. Mehr als auf Geschlossenheit und korporative Loyalität wird es dabei auf Authentizität, intellektuelle Redlichkeit und Nähe bei den Menschen ankommen.

Festschrift

Jochen Sautermeister (Hg.), Verantwortung und Integrität heute. Theologische Ethik unter dem Anspruch der Redlichkeit, Freiburg i.Br. 2013.

Verzeichnis der Veröffentlichungen (bis Ende 2012)

In: ebd. S. 474-506.